

Interesse sind die beiden Artikel von Michael Müller über die Geschichte der ausufernden Kafkainterpretationen, angefangen mit Max Brods Erhebung seines Freundes zum religiösen Propheten, über existentielle, surrealistische und psychoanalytische bis hin zu sozialistischen Werkauslegungen. Kaum jemand, der zu Kafka nichts zu sagen gehabt hätte. Aber natürlich sucht man hier vergebens nach Belegen für die oben angeführten Absurditäten.

In weiteren Beiträgen werden die bekanntesten Texte von Kafka unter die Lupe genommen. Wolfgang Matz analysiert *Die Verwandlung*, Ronald Speirs *Das Urteil*, Ritchie Robertson *Ein Hungerkünstler*, Klaus Jeziorkowski *Der Prozess*, Detlef Kremer *Der Verschollene* (von Max Brod in *Amerika* umbenannt) und Michael Müller *Das Schloss*. Elisabeth Boá behandelt „Weibliche Figuren in Kafkas Briefen an Felice Bauer und Milena Jesenská“ und Hermann Korte widmet sich den Tagebüchern, von denen ausführliche Auszüge die anderen Artikel interfolieren.

Fazit: Den Schlüssel zu Kafkas Werk gibt es natürlich nicht. „Weder die religiöse, noch die philosophische oder gar psychologische Auslegung vermag Kafkas Werk auf seine, *eine* Bedeutung hin zu entschlüsseln“ (Wolfgang Matz in Arnold 2006: 76). Aber nicht nur für Ignoranten ist dies eine empfehlenswerte Lektüre.

Gustav Korlén

*Alexander Bareis. Fiktionales Erzählen. Zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe.* Göteborg. Disputationsupplaga. Institutionen för Tyska och Nederländska. 233 sidor.

Kunst im allgemeinen und Literatur im besonderen entwickelten sich nach dem Schwund des antiken Mimesispostulates und ihrer Anbindung an die Natur spätestens seit der Romantik immer mehr in einen Funktionsbereich des bloß Erfundenen, des Fiktionalen, das aus der Phantasie seines Schöpfers entsteht und somit die Idee des schaffenden Genies gefördert hat – ein Konzept, auf das die literarische Avantgarde immer gerne zurückgegriffen hat. Dass Fiktion allerdings nicht nur von seiner Produktions- sondern auch von der Rezeptionsperspektive her zu definieren sei, ist eine Einsicht des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Forschung zur Fiktionstheorie innerhalb der Literatur- und Sprachwissenschaft hat deshalb mit den Beiträgen von vornehmlich Wolfgang Iser, Gerard Genette, Dorrit Cohn und Monika Fludernik bereits Bedeutendes geleistet. Auf diesem Gebiet hat sich allerdings auch der amerikanische Philosoph Kendall L. Walton einen Namen gemacht und Alexander Bareis knüpft in seiner Dissertation *Fiktionales Erzählen. Zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe* von 2007 an dessen Theorie an. Die gut 200-seitige Dissertation ist damit ein ganz und gar theoretisches und somit ein für die schwedische Germanistik ungewöhnliches Projekt. Herkömmliche literaturwissenschaftliche Textanalysen werden ausgeschlossen; literarische Werke werden aber zur Exemplifizierung fiktionstheoretischer Probleme herangezogen. Eine beeindruckende und umfassende theoretische Auslotung des Phänomens Fiktion steht also hier in Zentrum.

Bareis stellt im Teil I auf 40 Seiten die Fiktionstheorie von Walton anhand der 1990 erschienenen Monographie *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts* vor. Dies ist ein Werk aus der analytischen Philosophie, das Bareis als den „anderen Weg“ des Nachvollzugs erzähltheoretischer Grundfragen nutzt (S. 10). Waltons Modell wird mit den kritischen Stellungnahmen aus der germanistischen Forschung kontrastiert, denn selbstverständlich werden



für den Literaturwissenschaftler, der im Umgang mit Fiktionsfragen mit anderen Perspektiven gearbeitet hat, grundlegende Fragen aufgeworfen, wenn, wie bei Walton, werkimmanente Fiktionskriterien und produktionsästhetische Fragen außen vor gelassen werden. Eine Konzentration auf fiktionstheoretische Probleme innerhalb der Literatur wird in Waltons Modell auch dadurch erschwert, dass es andere Kunstarten, darunter vor allem die bildende Kunst mit einbezieht. Nicht verwunderlich ist also die Kritik der Germanistik an Walton, denn die besonderen Eigenheiten unterschiedlicher Kunstarten herauszuarbeiten ist Lessing schon im *Laokoon* angegangen. Eine kritische Betrachtung von Universaltheorien ist also immer angemessen und die anfänglich vehemente Verteidigung von Walton gar nicht so nötig, wie von Bareis vorgenommen. Trotzdem hat auch Bareis es sich zur Aufgabe gemacht, aus dem universellen Modell Waltons das Spezifische der literarischen Fiktion zu erfragen, denn Walton geht ausdrücklich auch auf Kernbereiche der Erzähltheorie ein.

In Teil II werden auf etwa 60 Seiten alternative Ansätze im Hinblick vor allem darauf diskutiert, inwieweit Waltons Modell einen Erklärungsvorteil gegenüber herkömmlichen literaturwissenschaftlichen Positionen bietet. Zentrale Begriffe dabei sind die Oppositionen Wahrheit – contra Realität; Fiktion – contra Nicht-Fiktion und Fiktivität. Bareis bespricht die Funktion von Fiktionsignalen und -merkmalen, er behandelt fiktionstheoretische Modelle aus sprachhandlungs-, kommunikationstheoretischer und intentionalistischer Sicht; er geht in diesem Teil auch auf ontologische, semiotische und semantische Gesichtspunkte ein.

In Teil III wird auf gut 100 Seiten eine literaturspezifische Modifikation des Fiktionsmodells von Walton – ein „integratives Modell“ angestrebt. Hier werden noch einmal diejenigen erzähltheoretischen Fragestellungen untersucht, die in direktem Bezug zur Fiktionalität zu sehen sind: Fiktionstheorien der strukturalistischen Narratologie und der postmodernen Positionen, und eine besonders intensive Beschäftigung geschieht mit dem Problembereich zum Erzähler. Bareis untersucht zentrale Konzepte der Erzähltheorie wie den impliziten Autor, das unzuverlässige Erzählen, Metafiktion und Metanarration, sowie die Metalepse und die *mise en abyme*. Dies geschieht mit der Absicht, notwendige und hinreichende Merkmale für die Definition von Fiktion im Hinblick auf die erzählerische Mittelbarkeit von Literatur zu finden. Die stark rezipientenorientierte Fiktionstheorie von Walton wird dahingehend erweitert, auch den Bereich des Erzählers und insbesondere der versteckten Erzählfunktion (*covert narrator*) dem Make-Believe-Spiel der Fiktion einzugliedern. Die Kernthese in Waltons Fiktionstheorie lautet in Bareis' Übersetzung:

Darstellungen sind Objekte, die die soziale Funktion besitzen, als Requisiten in einem Make-Believe-Spiel zu dienen. Eine Requisite ist etwas, das Kraft der konditionalen Prinzipien des Generierens Vorstellungen vorschreibt. Aussagen, deren Vorstellungen vorgeschrieben sind, sind fiktional, und der Umstand, dass eine gegebene Aussage fiktional ist, stellt eine fiktionale Wahrheit dar. Fiktionale Welten entstehen durch eine Sammlung von fiktionalen Wahrheiten: was fiktional ist, ist fiktional in einer gegebenen Welt – der Welt eines Make-Believe-Spiels, oder der Welt eines darstellenden Kunstwerkes. (S. 13)

Wichtige Voraussetzungen für das Verständnis dieser These werden in Bareis' Dissertation zunächst nur ungenügend gegeben: zum einen die Angabe aller Übersetzungsäquivalente; da das englische Original nicht zitiert wird, geht die terminologische Schärfe verloren – eine autorisierte Übersetzung gibt es bisher von Waltons Werk nicht. Zum anderen werden zentrale Begriffe erst spät erklärt.



Die Prinzipien des Generierens beziehen sich nämlich nicht, wie man zunächst meinen könnte, auf die Phase der Produktion eines Kunstwerkes, sondern auf die Imagination des Rezipienten. Darstellungen veranlassen also den Betrachter eines Kunstwerkes oder den Leser eines Romans dazu, Imaginationen zu generieren. Die Requisite – ein Begriff aus der Theaterwelt – füllt die Funktion, Vorstellungen im Kopf des Rezipienten zu wecken. Der Rezipient lässt sich damit in ein Make-Believe-Spiel ein. Anhand dieses Prozesses lässt sich laut Walton Fiktion definieren.

Walton hat seine Kunsttheorie von den Grundregeln des kindlichen Spiels abgeleitet, das von Ernst H. Gombrich emaniert. Kinder erstellen nach Walton durch pure Imagination fiktionale Welten, in denen sie sich nach den Regeln der Fiktion bewegen, so beim Sandkuchenbacken oder beim Indianerspielen. Dass indessen auch Leser auf die in der Fiktion vorgegebenen Prämissen eingehen, diesen Vorgang hat bisher der Begriff des fiktionalen Pakts abgedeckt und ist für Literaturwissenschaftler keine umstürzende Einsicht mehr. Interessanter ist es deshalb zu fragen, was auch Bareis tut, wie der Leser wissen kann, wann und ob er an einem Make-Believe-Spiel teilnehmen soll, welche Signale ihn dazu auffordern. Außerdem muss auch die Frage gestellt werden, wie Fiktion dann zu verstehen ist, wenn der Rezipient das Spiel grundsätzlich verweigert. So gibt es unzählige Beispiele fiktionaler Literatur, die faktual rezipiert wird. Auf das Phänomen der Verweigerung geht Walton in *Imaginative Resistance* ein, dies wird jedoch von Bareis leider nicht diskutiert. Geht es nicht schließlich im Wesentlichen darum, dass erst die Teilnahme an dem Make-Believe-Spiel darüber entscheidet, ob es sich bei einem gegebenen Kunstwerk um Fiktion handelt? Es wird von Bareis eingeräumt, dass „wenn etwas fiktional ist, bedeutet dies, dass es gemäß einer sozial und kulturell bedingten Praxis als auf einer Fiktion beruhend rezipiert wird“ (S. 13). Mit der kulturellen Praxis wird eine wichtige Überlegung vorgenommen, die die These von Walton kompliziert und die auch die Beziehung zur Produzentenperspektive wieder einbringt. Bareis stellt deswegen in Kapitel 1.7 dar, wie Werkwelt und Spielwelt doch nicht von einander abgelöst existieren, sondern einander bedingen, denn schon paratextuelle Signale seien „aus Rezipientensicht primäre Markierungen einer Fiktionsintention seitens des Autors“ (S. 73). Die Kritik der literaturwissenschaftlichen Forschung an Waltons Vernachlässigung der Produzentenseite wird damit bestätigt. Eine weitere kritische Betrachtung des Modells von Walton nimmt Bareis in Kapitel 2 vor: die theoretische Unterscheidung von Fiktion und Nicht-Fiktion im Modell Waltons erfolgt über die Funktion von Objekten als Auslöser für das Make-Believe-Spiel: „Diese theoretische Unterscheidung lässt allerdings außer Acht, wie die Rezipienten wissen können, ob ein Make-Believe-Spiel [...] die angemessene Rezeptionsweise ist, oder nicht“ (S. 106). In dieser Hinsicht habe sich Waltons Theorie als unzureichend erwiesen: „Die Typologisierung erzählerischer und paratextueller Signale der Fiktion bleibt Aufgabe der Literaturwissenschaft, die damit die Frage beantworten kann, wie es dem Rezipienten möglich ist, die angemessene Entscheidung hinsichtlich der Rezeptionshaltung zu treffen“ (S. 106).

In seiner Sichtung fiktionstheoretischer Ansätze innerhalb der Germanistik zeigt Bareis in Kapitel 2.2 überzeugend auf, wie die Frage nach einem Mindestmass an fiktiven Elementen keinen zuverlässigen Entscheidungsgrund für die Bestimmung fiktional/nicht-fiktional bieten kann, denn an welcher Stelle der Skala sollte diese Entscheidung getroffen werden? Wollte man dem Vorschlag von Peter Blume folgen, dass „an mindestens einer Stelle ein nicht in der Enzyklopädie des Verfassers bereitliegendes, intentional neu geschaffenes Konzept“ zu finden ist, dann widersetzt sich Bareis diesem: „Ein Roman kann Geschichten mit wirklichen Ereignissen, wirklichen Ereignisträgern an wirklichen Orten schildern“ (S. 55). Bareis unter-



scheidet zwischen Werken, die fiktional rezipiert werden und die bestenfalls die gegebene Praxis erklären und dem Phänomen der Fiktion an sich. Fiktivität ist keine Vorraussetzung für Fiktionalität. Dies ist ein wichtiger Grundgedanke der Dissertation. Derselben Einsicht unterliegen auch die Possible-World-Theorien und die ontologische Bestimmung fiktiver Gestalten. Nach einer Sichtung des Katalogs herkömmlicher Fiktionsmerkmale: Phantastik, Metanarration, das unzuverlässige Erzählen, das epische Präteritum, der innere Monolog und die erlebte Rede, schließt Bareis die meisten intrinsischen und paratextuellen Fiktionsmerkmale als notwendige und hinreichende Kriterien für die Fiktionalität einer Erzählung aus. Nur das metafiktionale Erzählen stellt eine fiktionsspezifische Erzählform dar.

Ausgehend von der Mittelbarkeit aller Erzählungen geht Bareis das Problem der so genannten scheinbaren erzählerlosen Erzählungen an. Um diese Frage hat sich seit Ann Banfields 1982 umstrittener Arbeit eine umfassende Diskussion entwickelt und die Erzählerfrage ist eines der zentralen Problembereiche der Narratologie, insbesondere da für postmodernes Erzählen herkömmliche Erklärungsmodelle oft nicht mehr greifen. Die zentrale These von Bareis lautet deshalb: „Fiktionale Erzählungen sind dadurch definiert, dass es zumindest implizit im Rahmen des privaten Make-Believe-Spiels des Rezipienten fiktional wahr ist, dass die Erzählung dem Rezipienten erzählt oder auf andere Weise vermittelt wird“ (S. 205). Hier wird also ein Mimesis-Verständnis vorgeschlagen, das „die fiktionale Erzählung grundsätzlich als mimetisch betrachtet, jedoch nicht aufgrund eines Darstellens von Wirklichkeit in möglichst realistischen Beschreibungen, sondern Mimesis als die Nachahmung/Imitation und Darstellung zumindest einer erzählenden Stimme mittels Schrift“ (S.18). Diese These fußt – wie Bareis auch angibt – auf Genettes „Narration as Simulation“, hier wird sie aber genauer exerziert. Im Rahmen seiner Idee von der „Mimesis des Erzählens“ kann Bareis nun auch solche Erzählungen auffangen, die sich offenbar jeder Regel entziehen, also da wo plot und story kaum rekonstruierbar sind oder wo gegen herkömmliche Prinzipien der Glaubwürdigkeit und Logik verstoßen wird. Auch das unzuverlässige Erzählen und das Konzept des impliziten Autors können mit Bareis' These von der Mimesis des Erzählens neu überdacht werden. Nach Bareis bedürfen gerade antimimetische Texte eines Mimesisverständnisses, das sich auf die Nachahmung des Aktes des Erzählens stützt. Auch bei Texten, die nur eine minimale Markiertheit oder gar Unmarkiertheit des Erzählers ausweisen, wird der Text als erzählt imaginiert. Denn laut Bareis evozieren „literarische Darstellungen immer die Mimesis von Rede oder Stimme“ (S. 148). Leser stellen sich, anders ausgedrückt, nicht nur die Handlungselemente einer Geschichte vor, sondern sie evozieren auch die Vorstellung von einem berichtenden Erzähler. Die Frame- und Scripttheorie von Schank/Abelson, die Manfred Jahn in der kognitionsbasierten Forschung für Literatur operationalisierbar gemacht hat, würde diesen Vorgang sicher bestätigen.

Dagegen wäre einzuwenden, dass Mimesis und Diegesis schon seit Platon konträre Pole verschiedener Darbietungsarten darstellen, die auch Endpunkte einer Skala zwischen Figur und Erzähler bilden. Die mimetischen Verfahren sind direkte Rede, indirekte Rede, Gedankenwiedergabe und stream of consciousness, wobei die erlebte Rede als ein Grenzphänomen zwischen Erzähler- und Figurenstimme gilt. Diegesis hingegen ist dem Erzählerbericht vorbehalten. Die Mimesis gemeint als Figurenrede gerät mit Bareis' Vorschlag ins Wanken, denn Mimesis gilt nun auch dem Erzählen: es entsteht eine Mimesis der Diegesis! Auf eine Gefahr mit diesem Gedanken weist Bareis selber hin: der Erzähler könnte damit wieder in eine redende Figur verwandelt, also anthropomorphisiert werden – wenn auch im Rahmen des Make-Believe-Spiels. Diese Betrachtungsweise hat



die Narratologie ja seit längerem aufgegeben, indem man Erzähler (wer spricht) und Figuren (wer sieht) voneinander unterschieden hat und den Erzähler als Figur nur dann anerkennt, wenn er intradiegetisch auftritt. Dennoch hat Bareis mit seiner neu entwickelten Perspektive zur Lösung des Problems der unidentifizierbaren „Erzählfunktion“ (Käte Hamburger) in stark personalen Erzählungen einen wesentlichen Beitrag geleistet. Der Vorschlag, die Erzählerstimme als Teil eines fiktionsschaffenden Make-Believe-Spiels zu sehen, wird wahrscheinlich nicht dazu führen, dass Untersuchungen, die Markiertheit des Erzählers im Text zu ergründen, von nun ab in der Forschung eingestellt werden, trägt aber dazu bei, auch eine nicht greifbare Erzählerstimme als Teil der Fiktionalität selbst zu verstehen. Die Bestimmung von Fiktionalität an sich ist damit nicht im Wesentlichen über den Vorschlag von Walton hinausgegangen; die Synthese allerdings mit Walton Fiktionstheorie und den Grundproblemen des Erzählens, hat durch Bareis' Arbeit zu einem neuen Ansatz geführt, der dazu beitragen kann, das Problem des „covert narrator“ in einem neuen Lichte zu sehen.

Alexander Bareis Dissertation ist ein eindrucksvolles Stück Arbeit, das im Literaturverzeichnis 322 eingearbeitete Referenzen aufweist. Die theoretische Anlage und die quasi deduktive Argumentation der Arbeit hat es oft nötig gemacht mit Vor- und Rückverweisen zu operieren, die wohl die Orientierung, nicht aber immer die Lesefreundlichkeit erhöhen. Wer allerdings einen Überblick über die neueste narratologische und fiktionstheoretische Forschung sucht, hat mit Bareis' Dissertation das richtige Buch in der Hand. Die Forschungsübersichten spannen über ein breites Gebiet und stellen eine fundierte Aufarbeitung verschiedenster Ansätze dar. Die Einsicht dass alle Theorie grau ist, lässt Bareis in dem Satz durchblicken: „Schließlich bleibt der Theorie allein der Verweis auf den Einzelfall“ (S. 34), und damit wird auch wieder die Tür für die hier nur am Rande erscheinenden literarischen Analysen geöffnet. Bareis lässt es sich auch nicht nehmen, auf Forschungsdesiderate hinzuweisen: so u. a. das Austarieren von Werkwelt und Spielwelt, die fiktionstheoretische Bestimmung von Drama, Lyrik und anderen Medien, oder der Entwurf diachroner Typologien von Fiktionsignalen durch eine historisch orientierte Narratologie. Die Zukunft fiktionstheoretischer und narratologischer Forschung ist also auch mit Bareis' innovativer Dissertation zum Glück doch noch nicht zu ihrem endgültigen Schluss gekommen.

*Bärbel Westphal*

*Vater, Heinz. Referenz-Linguistik.* München: Wilhelm Fink Verlag 2005 (= UTB 2685). ISBN 978-3825226855 206 S. £14,90.

Jeder Art linguistischer Auseinandersetzung mit Bedeutung und deren Bezug zur Wirklichkeit liegt ein Verständnis von Referenz zugrunde. Dennoch gilt die Referenzforschung per se kaum als eigenständige Disziplin in der Sprachwissenschaft; sie ist eher Teil linguistischen Arbeitens generell. Einen für die Germanistik ersten systematischen Einblick in den Bereich der Referenzforschung gibt das Lehrbuch *Referenz-Linguistik* von Heinz Vater, der bereits ähnlich einführende Lehrbücher beispielsweise zur *Zeit-Linguistik* (1994) und *Referenz-Semantik* (1986) veröffentlicht hat. Das Buch basiert dem Vorwort zufolge auf Vorlesungsmanuskripten und Forschungen des Verfassers und ist wie folgt gegliedert:

Im ersten Kapitel wird Referenz definiert. Im zweiten Kapitel werden die Termini *Wort* und *Begriff* erklärt, wobei besonders dem grundsätzlichen und – wie vom Verfasser festgestellt wird – vernachlässigten Unterschied zwischen den beiden Aufmerksamkeit geschenkt wird. In Kapitel 3 wird die Referenzforschung vor dem Hintergrund linguistischer Subdisziplinen beschrieben und abschließend